

ANDREAS KIELING

30 JAHRE TIERFILM



Wilde Tiere, weite Welt und große Abenteuer



*»Für meine Söhne Erik, Thore, Luke und Fynn.
In Gedenken an Cleo«*

ANDREAS KIELING

30 JAHRE TIERFILM

Wilde Tiere, weite Welt und große Abenteuer



INHALT

EINLEITUNG

30 JAHRE KAMERATECHNIK

MADAGASKARS KLEINSTE PRIMATEN UND GRÖSSTE VÖGEL

MEIN ERSTES VERKAUFTE BILD

DER »MÄRKISCHE STRAUSS« – die Großtrappe

DER EDELSTEIN VOM KAISERSTUHL – die Smaragdeidechse

TRUNKEN VON LIEBE UND GÄRENDE SÄFTEN – Hirschkäfer

ANDENKEN AN EINEN KEILER

BILDGEWALTIGES ISLAND

PLEITEN, PECH UND PANNEN – TEIL 1 – Technik- und Wettertücken

ALASKA VOR 30 JAHREN UND HEUTE

MEIN ERSTER SATZ IN DIE KAMERA

MEINE ERSTE TOUR – ein Sprung ins kalte Wasser

DER TARDIS – mein Mobile Home mit Kiel statt Rädern

LEBEN AM LIMIT – die ersten Jahre als Tierfilmer

»HIER GEHÖRT DER MENSCH NICHT HIN« – am Denali in Alaska

GEWINNER UND VERLIERER – Deutschlands Artenvielfalt

NATURBEWUSSTSEI, NATURSCHUTZ

DER HOLPRIGE WEG INS FERNSEHEN

DER YELLOWSTONE NATIONALPARK – ein Naturwunder der besonderen Art

RUND, PLÜSCHIG UND NIEDLICH – der Koala

DIE »LEBENDEN FOSSILIEN« AUSTRALIENS – Leistenkrokodile

SANFTE RIESEN IM NINGALOO REEF – Walhaie vor Australien

PLEITEN, PECH UND PANNEN – TEIL 2 – wider die Zeit

NEUSEELANDS FLÜGELLAHMER PAPAGEI – der Kakapo

TANSANIAS ARCHE NOAH – der Ngorongoro-Krater

ZU AFRIKAS HÖCHSTEM PUNKT – die Besteigung des Kilimandscharo

JOHN WAYNE LÄSST GRÜSSEN – »Hatari« im Amboseli

GIGANTEN IN WALD, WÜSTE UND STEPPE – Afrikas Elefanten

ÜBER GUIDES, GEHEILIGTE STÄTTEN UND MOTIVE, DIE KEINE SEIN WOLLEN

FACETTENREICHES ÄTHIOPIEN – bei Dscheladas und Äthiopischen Wölfen

PLEITEN, PECH UND PANNEN - TEIL 3 – der größte Reinfall

DIE LETZTEN »WALDMENSCHEN« SUMATRAS – Orang-Utans

PASSIVE FLEISCHFRESSER UND ANDERE KURIOSITÄTEN AUF BORNEO

TOD IN DER STEPPE – Saiga-Antilopen

PLEITEN, PECH UND PANNEN - TEIL 4 – tagelange Strapazen und kein Erfolg

EXPEDITION IM SÜDPOLARMEER – zu Albatros, Pinguin und See-Elefant

INDIENS SELTENE SCHÄTZE – Nashörner, Königstiger und asiatische Löwen

JAPAN ABSEITS DER METROPOLEN – Mandschurenkraniche, Riesenseeadler und Schneeaaffen

IST DER BERUF DES TIERFILMERS GEFÄHRLICH?

RIESEN IM PANTANAL – Grüne Anakonda und Jaguar

ROSA WALE IN SCHWARZEM WASSER – Amazonasdelfine im Río Negro

SPURENSUCHE IN DER TAIGA – der Sibirische Tiger

SANFTE GIGANTEN – Berg- und Flachlandgorillas

BEGEGNUNG MIT DRACHEN AUF RINCA – Komodowarane

MEINE WEGBEGLEITER

IMPRESSUM





Mit meiner Schwester Claudia auf der Wartburg. Die unverwüstlichen kurzen Lederhosen waren damals unsere Alltagskleidung.



Im Alter von vier Monaten mit meiner Mutter und Großmutter.

EINLEITUNG

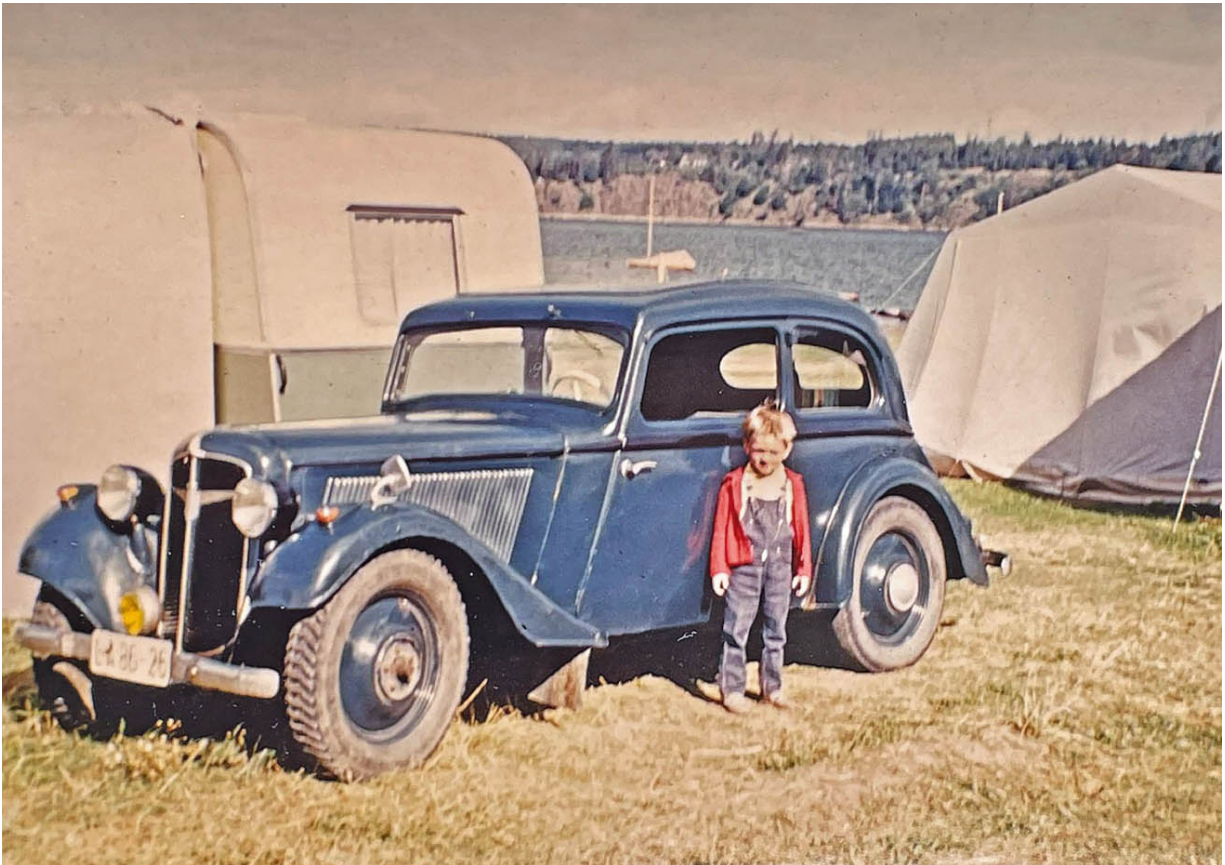
Schon als kleiner Junge war ich beseelt, wenn ich eine Eidechse im Wald bei der Jagd beobachten konnte. Stundenlang konnte ich vor einem Ameisenhaufen oder einem großen Glas voller Maikäfer sitzen und die Tiere und ihr Verhalten studieren – Allerweltstiere, und dennoch war ich wie berauscht. Später, als Tierfilmer, machte ich mich auf die Spuren von zum Teil sehr außergewöhnlichen Tieren wie Grizzlys, Berggorillas, Wüstenelefanten, Marco-Polo-Agalis, Schnee Leoparden oder Komodowaranen. Die Leidenschaft, die Faszination für Tiere, hat sich durch mein ganzes Leben gezogen und treibt mich bis heute an.

Rückblickend kann ich sagen, dass ich ein erfülltes Leben hatte. Und wenn ich mein Leben als Tierfilmer Revue passieren lasse, denke ich natürlich in erster Linie an die Highlights, die ich erlebt habe, an filmerische Höhepunkte,

daran, dass ich in Regionen war, von denen ich als Kind und junger Mensch geträumt hatte. Damals hätte ich allerdings nicht im Traum daran gedacht, dass ich tatsächlich jemals dorthin kommen würde, dass ich mal all die Geschichten mit ihrer unglaublichen Intensität und Authentizität erleben würde, von denen ich hier erzähle. Ich sehe das als ein ganz großes Geschenk. Aber es hatte auch seinen Preis. Meine Haut wurde durch die extremen Temperaturen etwa im winterlichen Alaska oder in heißen, ariden Gebieten in Mitleidenschaft gezogen und meine Augen nahmen durch lange Aufenthalte im blendenden Weiß verschneiter Landschaften Schaden. Oft kämpfte ich mit schneidender Kälte, tagelangen Schneestürmen, mit sengender Hitze oder hoher Luftfeuchtigkeit, das eine oder andere Mal mit Verletzungen oder Krankheiten. Bei manchen langen Expeditionen geriet ich an den Rand der totalen Erschöpfung und kam völlig abgemagert und ausgezehrt nach Hause zurück.

Wenn ich die Chance habe, Tiere zu erleben, die mich interessieren und fesseln, etwa die großen Küstenbraunbären in Alaska, die Wüstenelefanten in Namibia oder die Komodowarane in Indonesien – oder auch »nur« die Rothirsche in unseren Wäldern –, dann bin ich so sehr im Hier und Jetzt, dass ich an nichts anderes denke, nicht an die nächste Etappe, den nächsten Tag oder was auch immer. Das bedeutet nicht, dass ich in anderen Sphären schwebe, sondern einfach nur, dass ich mich eins mit der Natur fühle. Das ist in meinen Augen ein großes Geschenk und ein Schlüssel meines Erfolgs. Ich versetze mich in solchen Momenten in ein Tier oder eine Tiergruppe hinein, frage mich manchmal, was die Tiere in mir sehen: Beute oder Beutegreifer – ich sehe mich niemals als ihr Freund, weiß, dass ich bestenfalls geduldet bin, vielleicht auch ein Stress- oder Störfaktor. Beutegreifer

beziehungsweise Prädatoren – »Raubtiere« hätte man früher gesagt – betrachten uns Menschen als ihresgleichen, und auch Fluchttiere sehen in uns einen Beutegreifer, denn wir bewegen uns ähnlich aggressiv, und die meisten von uns riechen als »Fleischfresser« auch wie Prädatoren.



Mit unserem ersten Auto, einem Adler Trumpf Junior, Baujahr 1936, im Campingurlaub an der Saaletalsperre.



Im Gothaer Tierpark. Schon damals machte es mich traurig, Tiere in Käfigen eingesperrt zu sehen.



Im Ostseurlaub sah ich zum ersten Mal das Meer und fand meinen ersten Bernstein.

Vor allem bei meinen langen Drehs in den ersten Jahren als Tierfilmer passte ich mich dem Leben und dem Rhythmus der Tiere an, wurde Teil der Natur statt wie in den ersten Tagen nur Gast zu sein. Das nahm teilweise gefährliche Züge an. Die Tiere nahmen mich derart gefangen, dass ich nicht mehr auf mich achtete, regelrecht verwilderte. Ich aß unregelmäßig, wurde nachlässig mit meiner Kleidung und der Körperhygiene. Ich kenne Männer, die sich in der Wildnis verloren. Einige verschwanden für immer von der Bildfläche, andere wurden nach Jahren wieder gesichtet, mental komplett verändert.

Mir ist die Rückkehr in die Zivilisation glücklicherweise immer gelungen. Allerdings hatte ich zwei Anker in der Heimat, die mich vor dem Abdriften bewahrten. Der eine

war meine Familie, die auf mich wartete und die ich liebte und vermisste. Als ich 1991 meine erste große Tour unternahm, war ich bereits mit meiner späteren Frau Birgit liiert. 1993 wurde unser erster Sohn Erik geboren, 1998 folgte Thore, und ich war neugierig, wie sich das »Abenteuer Familie« entwickelte. Es war ein großartiges Erlebnis. Ich habe die tollsten Sachen erlebt, war auf allen Kontinenten dieser Erde, trotzdem ist das Abenteuer Familie meiner Meinung nach eines der größten, die man erleben kann. Manche meiner Touren gingen über vier, fünf Monate, was ich heute mit Bedauern sehe, weil ich in der Entwicklung meiner Söhne viel verpasst habe. Und vermutlich kann ich nicht wirklich erfassen, was es für Birgit bedeutete, dass ich immer wieder über so lange Zeit fort war – und in den ersten Jahren dann auch nicht erreichbar – und sie die Verantwortung für unsere beiden Jungs alleine tragen musste. Ohne diese tolerante Frau wäre es mir nie möglich gewesen, beides zu haben: eine Familie und meinen Traum leben zu können.



***Im Alter von 19** päppelte ich meinen ersten Uhu auf. Als er flügge war, ließ ich ihn frei.*

So, wie ich auf langen Drehs oft meine Familie vermisste, konnte ich es nach ein paar Wochen zu Hause kaum mehr

erwarten, nach Alaska zurückzukehren. Eine unbändige Sehnsucht und Abenteuerlust, eine unendliche Neugierde, das Gefühl von Freiheit und Unabhängigkeit, auch das Glücksempfinden, in der Wildnis bestehen zu können, trieben mich immer wieder hinaus. Ich war jedes Mal aufs Neue beseelt, wenn ich einem Bären oder einer Bärenmutter mit ihren Jungen begegnete, die ich im Vorjahr lange begleitet hatte, und diese Tiere völlig entspannt auf mich reagierten, weil sie mich am Geruch und meiner Stimme wiedererkannten. Ich fürchte, solche Momente wird es in dieser Form nicht mehr lange geben, da selbst die abgelegensten Regionen irgendwann besiedelt werden.

Der zweite Anker war, dass ich meine Filmprojekte realisieren musste, schließlich gab es dazu Verträge mit Fernsehanstalten, darüber hinaus hatte ich als angehender Tierfilmer unseren Hof in der Eifel verpfändet, um die Filmausrüstung und die ersten Filmproduktionen zu finanzieren. Oft war die filmische oder fotografische Ausbeute einer Expedition minimal – zumindest, was die Länge betrifft. Manchmal kam ich nach drei, vier Monaten mit nur 15 Filmrollen à 10 Minuten nach Hause. Aber die Inhalte hatten es in sich. Wenn nichts los war, schaltete ich die Kamera erst gar nicht an, machte also keine *desperate shots*, weil ich wusste, irgendwann passiert etwas, das es sich auf Film zu bannen lohnt, irgendwann tauchen Bären – in den ersten Jahren mein Hauptmotiv –, Moschusochsen, Wölfe oder eine der anderen charismatischen Tierarten Alaskas auf. Und so war es ja auch. Ich habe an die Natur geglaubt, an die Tiere und an mich.

Ich frage mich oft, warum ich der geworden bin, der ich heute bin. Früher dachte ich, dass meine Leidenschaft für die Tiere, für die Natur verblassen würde, wenn ich älter werde, doch genau das Gegenteil ist der Fall. Und woher kommt diese Faszination eigentlich. Ist es genetisch

bedingt, wurde ich durch die Erziehung geprägt? Meine Eltern gingen häufig mit mir in den Wald, und während ich völlig fasziniert einen Käfer beobachtete, versteckten sie sich schnell und machten gruselige Geräusche, oder sie behaupteten von einer Waldarbeiterkate, es sei ein Hexenhaus. Ich war damals gerade mal drei oder vier Jahre alt und träumte noch Jahre später von Hexen. Und dennoch hat mich der Wald immer magisch angezogen. Als ich als Sieben- oder Achtjähriger mit meinem ersten Hirschruf, aus einem relativ simplen Plastikrohr gebaut, in den Wald rief und eine Antwort bekam, war ich beseelt. Auch mit Schlangen machten meine Eltern mir Angst. Als ich als kleines Kind die erste Schlange sah – eine Kreuzotter, wie ich heute weiß, deren Biss in aller Regel nicht lebensgefährlich ist –, sagte mein Vater, sie sei hochgiftig und wenn sie mich beiße, würden wir es nicht rechtzeitig in ein Krankenhaus schaffen. Viele Jahre später sollte ich mit einem riesigen australischen Salzwasserkrokodil tauchen, war bei den Komodowaranen oder ließ mich in Südafrika von einer großen Felsenpython beißen, um zu demonstrieren, was dann passiert – es passierte gar nichts. Bei alledem ging es letztlich darum, Ängste zu überwinden. Wobei ich selbst vor großen oder gefährlichen Tieren keine Angst im eigentlichen Sinn habe, eher Respekt.



Vor der Küste Australiens fing ich meinen ersten großen Fisch, einen Zackenbarsch. Der Koch – der Mann im weißen T-Shirt – konnte es kaum erwarten, ihn zuzubereiten.



Meine spätere Ehefrau Birgit, damals gerade mal 17, und die vier Monate alte Kim in meinem ersten Winter in der Eifel.

Meine Ängste kreisen um andere Themen, etwa die Zukunft unserer Erde oder die Artenvielfalt. Je stärker die Erdbevölkerung wächst und je knapper die Ressourcen werden, desto mehr werden sich die Menschen aufs eigene Überleben konzentrieren, und der Schutz der Umwelt und der Natur werden zur Nebensache – auch wenn wir uns damit sehenden Auges in den Untergang manövrieren. Wenn ich mit meinen Filmen, Büchern und Vorträgen dazu beitragen kann, das Bewusstsein zu wecken oder zu schärfen, wie schützenswert die Natur ist, ist das für mich der schönste Lohn.



***Mit dem Mountainbike** fuhr ich von Islamabad durch den Himalaja in die uralte Oasenstadt Kaschgar in der Provinz Xinjiang und überquerte dabei den Khunjerab Pass, den weltweit höchsten offiziellen Grenzübergang.*



***In einem Nachtzug** von Peking nach Harbin, der Hauptstadt der Provinz Heilongjiang begann mein Jahr als Forstberater in China.*



Eine alte Beiwagenmaschine war damals, 1988, mein Dienstfahrzeug.



Nur selten hatte ich die Gelegenheit, über einen der Märkte mit ihrer besonderen Atmosphäre oder durch Harbin zu schlendern.



Eine Neopren-Wathose ist in Alaska ein unschätzbares Requisit. Dank ihr konnte ich den Tieren in wasserreichen Gebieten trockenen und warmen Fußes auf den Fersen bleiben.



2005 mit Cita in der Brooks Range, dem nördlichsten Hochgebirge der Welt.

30 JAHRE KAMERATECHNIK

Als ich vor gut 30 Jahren beschloss, professionell Tiere zu filmen und zu fotografieren, war die Welt noch analog. Der typische Fotoapparat war eine Kleinbildkamera mit einem Bildformat von 24 mm x 36 mm. Fotografiert wurde mit Negativ- oder Diafilmen, die mit damals maximal 400 beziehungsweise 800 ASA eine weit geringere Lichtempfindlichkeit hatten als die Bildsensoren in der heutigen digitalen Zeit. Das heißt, man brauchte gutes Licht und lichtstarke Objektive mit einer großen Blendenöffnung.

Videokameras dümpelten noch im Amateurbereich bei VHS, allenfalls Super-VHS herum. Die Qualität war eigentlich ziemlich schlecht, doch wegen der niedrigen

Bildschirmauflösung der damaligen Fernsehgeräte akzeptabel. Im Bereich der Filmtechnik gab es sehr leistungsstarke Kameras wie zum Beispiel die Arriflex SR, mit der die professionellen Tierfilmer aus aller Welt arbeiteten. Selbst eine gebrauchte kostete, wenn sie in einigermaßen gutem Zustand war, damals zwischen 35.000 und 40.000 Mark, und das lag weit über meinem Budget. Im Nachhinein gesehen war das ganz gut so, denn mit meiner ersten Kamera, einer Beaulieu, drehte ich nur eine Saison lang, bevor sie Teil des Lehrgelds wurde, das ich als angehender Tierfilmer zahlte. Als ein Eisbär einen Scheinangriff startete, zog ich mich völlig überhastet zurück und ließ die Kamera auf ihrem Stativ stehen. Das Tier näherte sich der Kamera, schnupperte daran und versetzte ihr im nächsten Moment einen Prankenschlag. Das Stativ kippte, das Kameraobjektiv landete zielgenau auf dem einzigen Stein weit und breit und zerbrach. Der Schaden war so groß, dass es sich nicht lohnte, ihn reparieren zu lassen.

Im Jahr darauf, 1993, leistete ich mir dann mithilfe der Bank eine gebrauchte Arriflex-SR, die ich relativ schnell auf das Bildformat Super-16 umbauen ließ, das bis heute Standard ist. Gleich mit dem ersten großen Film, den ich danach drehte – *Im Schatten der Gletscher* – gewann ich beim New York Film Festival einen Preis. Ein Highlight des Films waren Aufnahmen von einem tauchenden Grizzly, den ich in Zeitlupe gefilmt hatte; heute würde man es Highspeed oder Slow Motion nennen. Die Arriflex machte die fürs Fernsehen üblichen 25 Vollbilder pro Sekunde, schaffte in Highspeed aber sage und schreibe 150 Bilder in der Sekunde. Für Highspeed brauchte man nicht nur eine sehr lichtstarke Optik, sondern auch einen lichtempfindlichen, also teuren Film, möglichst 400 ASA.

Dazu muss man wissen, dass auf eine Filmrolle gerade mal zehn Minuten passten – wenn man die Kamera in

Normalgeschwindigkeit laufen ließ. Wenn man aber in Highspeed, also in sechsfacher Geschwindigkeit drehte, war die Rolle nach gut anderthalb Minuten zu Ende. Meine Kollegen von der BBC hatten eigens einen *magazine loader* unter den Kameraassistenten, der nichts anderes tat, als die Magazine der Kameras mit neuen Filmrollen zu bestücken. So jemanden konnte ich mir natürlich nicht leisten. Allerdings kann ich mich an keinen Tag erinnern, wo so viel passiert wäre, dass ich mehr als zweieinhalb Rollen gedreht hätte.

Ein Rohfilm kostete um die 250 Mark, mit Reinigung – um Fussel und Ähnliches zu entfernen –, Abtastung, Entwicklung und Arbeitskopie kam man auf 1000 Mark. Bei im Schnitt 80 bis 100 Rollen für eine Produktion waren also gleich mal 100.000 Mark nur für das Filmmaterial weg. Die Devise lautete daher: sparsam filmen. Und das nicht nur, weil das Material so viel kostete. Es war auch kein Spaß, bei minus zehn Grad mit total klammen Fingern eine Filmrolle zu wechseln. Man musste zuerst den belichteten Film auf der einen Seite herausnehmen, in eine Blechbüchse legen und diese zukleben, dann von der anderen Seite einen neuen Film einlegen und einfädeln – und das bei Dunkelheit oder in einem Dunkelsack, einem lichtundurchlässigen Stoffsack mit zwei Öffnungen für die Hände, um den Film vor Belichtung zu schützen. Und die Filmrollen mussten ja auch transportiert werden. Um nicht wochenlang zig Filmrollen auf einem Packschlitten durch die Wildnis zu ziehen, legte ich mir oft Depots an, indem ich je ein paar Filmrollen in einem wasserdichten Beutel verpackt an schattigen Plätzchen in der Erde vergrub. Manchmal waren sie gefroren, wenn ich sie ausgrub, und ich musste sie erst auftauen lassen. 25 Rollen klingt nach viel, aber Kameraleute haben ein sehr geringes sogenanntes Drehverhältnis. Meines lag bei etwa 1:7 oder 1:9, was

bedeutete, dass nur ein Siebtel oder Neuntel von dem, was ich filmte, im fertigen Film zu sehen war.



Großer Fotorucksack, Richtmikrofon, Arriflex-SR-Filmkamera, Filmrollen, Stativ
- nicht selten schlepte ich um die 45 Kilogramm Ausrüstung mit.

Im Nachhinein bin ich dankbar für die erzwungene Sparsamkeit, denn obwohl die Speichermedien heutzutage kaum etwas kosten, filme - und fotografiere - ich sozusagen aus Gewohnheit nach wie vor sehr selektiv. Das hat den Vorteil, dass ich beim Schneiden des Films oder bei der Auswahl von Fotos für ein Buch nicht vor einem Berg von Material sitze und mich fragen muss, welches der nahezu identischen sechzehn Bilder, die eine Profikamera heute pro Sekunde schafft, das beste für das Buch ist oder welche der

drei, vier oder fünf verschiedenen Kameraeinstellungen die beste für den Film. Als Kameraeinstellung bezeichnet man eine Aufnahme, die ohne Unterbrechung gedreht wird. Ein solcher *Take* kann eine halbe Sekunde lang sein, was das Auge gerade noch erfasst, oder auch vierzehn. Wenn viel passiert, hält man die Einstellung, weil sich das Bild dann von allein erklärt. Mindestens zwei, in der Regel drei bis vier verschiedene Einstellungen – Nähe, Distanz, Totale etc. – werden für einen Film zu Szenen zusammengesetzt beziehungsweise »geschnitten«.



Der Alaska-Yukon-Elch ist die größte Hirschart der Welt. Große Bullen können vor der Brunft bis zu 20 Zentner wiegen, 30 bis 35 Kilo davon entfallen allein auf das Geweih.

Mit der Zeit wurde das Filmmaterial immer feinkörniger, der Belichtungsspielraum immer größer, aber es blieb bei diesen zehn Minuten Länge pro Filmrolle. Eigentlich alle Kameralleute schauten sich daher zunächst durch den

optischen Sucher das Motiv an, machten einen Probeschwenk, zogen die Schärfe nach und stellten die richtige Belichtung ein. Bei Negativfilmen belichtete man immer ein bisschen über, wodurch das oder die Bilder etwas dichter wurden und man später mehr Möglichkeiten bei der Korrektur beziehungsweise Abstimmung von Farbe und Kontrast hatte. All das und einiges mehr habe ich mir über Learning by doing selbst beigebracht, habe aber auch jedes Gespräch mit professionellen Kameraleuten wie ein Schwamm aufgesogen.

Alle paar Jahre ließ ich der Arriflex eine Überholung angedeihen. Sie bekam neue Rollen, wodurch sie leiser lief, und die Lager wurden mit einem Silikon-öl gefettet, das auch bei minus 20 oder 30 Grad in Alaska nicht fest wurde. Ich hielt lange an der Arriflex und am Film fest. Film schaute für mich so aus, wie das menschliche Auge sieht: Den Punkt oder Bereich, den wir anvisieren, stellt unser Auge automatisch scharf, während alles andere ganz leicht verschwommen ist, also eine geringe Tiefenschärfe hat – was uns in der Regel gar nicht bewusst ist. Je mehr man beim Film in den Telebereich ging, desto geringer wurde die Tiefenschärfe. Im Weitwinkelbereich hingegen hatte man eine große Tiefenschärfe: Der Vordergrund war fast ganz scharf, der Mittelgrund, wo man die Schärfe hinlegte, war total, der Hintergrund hingegen nur ganz leicht scharf; insgesamt jedoch *wirkte* das Bild scharf. Ganz anders war es beim professionellen Videoformat Betacam von Sony. Da war *alles* scharf, was, wie ich fand, einfach nur grottenschlecht aussah. Trotzdem war es über 15 Jahre sozusagen das amtliche Format weltweit im Videobereich. Große Produktionen allerdings wurden weiterhin auf Film gedreht, und auch fast alle Tierfilmer drehten auf Film.



2015 mit Cleo am Kerkini-See in Nordgriechenland. Damals filmte und fotografierte ich bereits mit einer Digitalkamera, die allerdings genauso groß und schwer war wie eine analoge.

Dann kam der ganz große Sprung: Video wurde digital und ungleich besser. Die große Frage war nun, wie viele Dateninformationen kann ich auf einer Speicherkarte unterbringen und wie hoch ist deren Schreibgeschwindigkeit. Da die Speicherkarten anfangs sehr langsam waren, und die Speicherkarten-Rekorder schwer und unhandlich, war ich mir sicher: Film bleibt noch ganz lange das Maß der Dinge. Falsch gedacht. Mit rasender Geschwindigkeit kamen Speicherkarten mit immer schnellerem Datenfluss und höherer Speicherkapazität auf den Markt – und alles wurde immer kleiner. Das war das Ende des Films. Der Letzte, der noch auf Film fürs Kino gedreht hat, war Quentin Tarantino, und der Letzte, der auf

Film fürs Fernsehen gedreht hat, war vermutlich Andreas Kieling. Noch bis 2007 transferierte ich mein Filmmaterial per Abtaster in das amtliche Format – damals HDCam. Das kostete so viel Geld, dass ich mir schließlich doch eine professionelle HD-Kamera kaufte. Auf einmal war die Welt viel einfacher, und diese Videokamera machte auch wirklich tolle Bilder. Der große Nachteil war, dass sie unglaublich viel Strom brauchte und ich bei meinen langen Drehs in der Wildnis nun vor dem Problem stand, wo und wann ich die Akkus laden konnte.

Wie die Speicherkarten wurden auch die Kameras mit rasanter Geschwindigkeit weiterentwickelt, sodass sie in immer kürzerer Zeit durch neue Software beziehungsweise Updates auf den neuesten technischen Stand gebracht werden mussten und nach drei, vier Jahren praktisch wertlos waren. Und das bei Preisen, die für eine Profikamera im hohen fünfstelligen Bereich liegen. Vor einigen Jahren sollte dann auf einmal alles, selbst Tierfilme, in 3D gedreht werden, was eine spezielle Kamera mit zwei Optiken erforderte. 3D eignet sich eigentlich nur für Events und fürs Kino, denn man braucht eine 3D-Brille und muss stillsitzen, sonst wird einem schummerig. Der Trend fand daher ein schnelles Ende. Dann wurde die Auflösung immer noch höher, die Bilder noch schärfer, noch brillanter, noch kontrastreicher. Irgendwann stellte man fest, dass das menschliche Auge nicht mithalten, den Unterschied gar nicht mehr wahrnehmen kann. Die Industrie wird auch künftig Weiterentwicklungen auf den Markt bringen, um neue Produkte verkaufen zu können, doch der jetzige sehr hohe technische Standard wird wohl noch ein paar Jahre halten.



Kleine Kameras waren für mich oft der Schlüssel zum Erfolg. Je leichter die Ausrüstung, desto »unbeschwerter« konnte ich den Tieren folgen. Die HD-Kamera machte vieles leichter.



Bei Temperaturen von teils unter minus 40 Grad und starkem Wind zu drehen, wie etwa Anfang März in der Hudson Bay, Kanada, war trotzdem harte Arbeit.